

DIE ENTDECKUNG EINES SCHÖNEN LANDES.
DAS WALLIS IM SPIEGEL DER REISEBERICHTE
VOM 15. BIS 19. JAHRHUNDERT

von Albert Hauser

Einleitung

Bis weit ins späte Mittelalter galt das Wallis als «terra incognita», als unbekanntes Land. Man wusste nur Eines: Reisen in dieses abseits liegende Land sind gefährlich. Es sind, so Thomas Platter, «grusame Gebirg». Im Sommer ist es sehr heiss und im Winter herrscht grosse Kälte. Das führt dazu, wie es im lateinischen «De Alpibus comentarius» von Josias Simler heisst, dass ganze Gliedmassen erfrieren. Zuweilen sind es – wie tröstlich – nur Nase, Finger, Zehen und Füsse, die absterben.

Durch die fortgesetzte Einwirkung des Schnees könne man, so Simler, auch erblinden. Es gebe allerdings verschiedene Hilfsmittel, um den Winter zu überstehen. Man kenne hier Steigeisen, dann die eisenbewehrten Stöcke, die Backel (von baculus). Wenn es schneit «treibt man Ochsen durch den Schnee. Die Walliser binden sich kleine Säcke, Holzreifen und Brettchen an die Schuhe. Vor den Lawinen gibt es keinen Schutz»¹. Sebastian Münster schreibt nach der Überwindung des Gemmi-Passes, dass ihm «hertz und bein» gezittert hätten.²

Allen diesen Warnungen zum Trotz begannen wissensdurstige Männer sich für das Land und seine Bewohner zu interessieren. Sie suchten nach verlässlichen Berichten, und unternahmen nach sorgfältigen Vorbereitungen Reisen in diese sagenhafte Welt. Wieder zuhause, hielten sie ihre Eindrücke in Chroniken und «Descriptionen» fest.

1 Josias Simler, «De Alpibus Comentarius» 1574, aus dem Lateinschen übertragen von Alfred Stern, München, 1931, S.137ff.

2 Anton Gattlen, Die Beschreibung des Landes Wallis in der Kosmographie Sebastian Münsters: deutsche Ausgaben von 1544–1550, in: Vallesia X, 1955, S. 97ff.

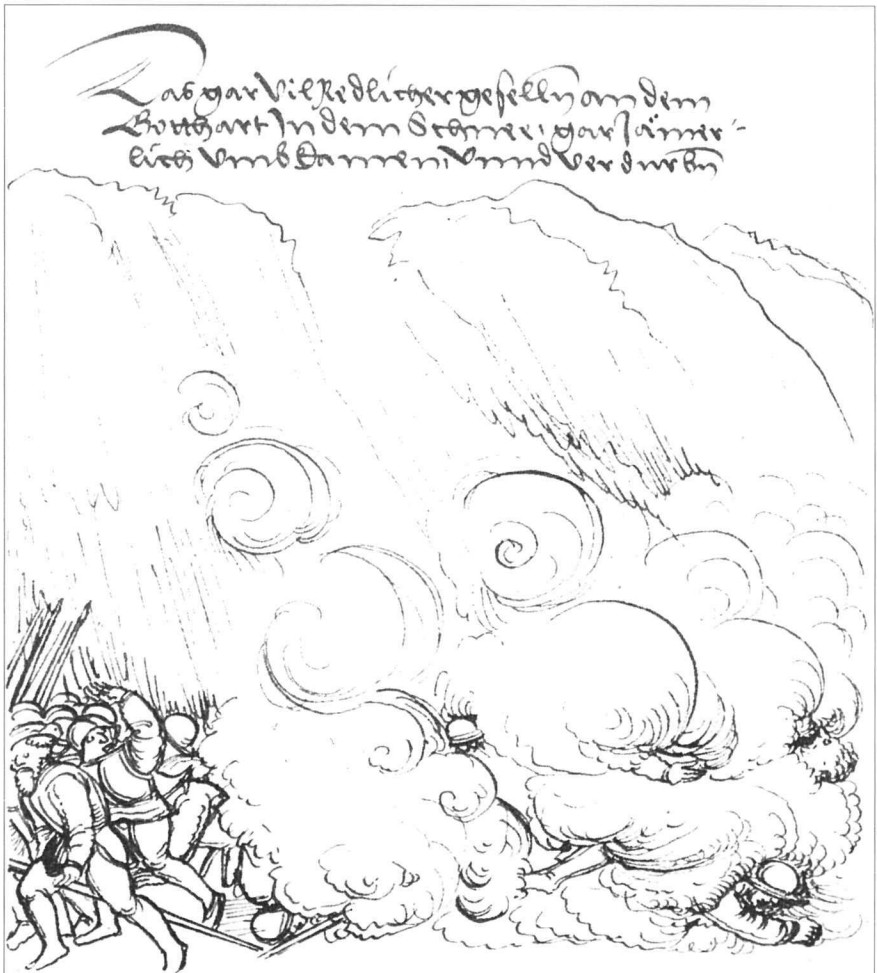


Abb. 1: Eidgenössische und Walliser Krieger werden von einer Lawine erfasst.

Ort des Geschehens: Val Tremola am Gotthard. Werner Schodoler, *Eidgenössische Chronik* 1515
(aus: *Die Schweizer Bilderchronik*, Zürich 1941, Bild 182)

Der Leser all' dieser Berichte wird allerdings manchmal enttäuscht. Die Chronisten erwähnten viele Ereignisse, die wir heute als bedeutend bewerten, nicht oder nur am Rande. So wird das Thema Armut – sie nahm im Wallis zeitweise furchtbare Ausmasse an – zum Beispiel bei Stumpf 1548 nur gestreift. Dass die schlechten Ernten immer wieder zu Hungersnöten führte, wird zwar registriert, aber kaum kommentiert. Die Ernährung wird auf Grund von Platters Informationen als «ausreichend» geschildert. Mit welchen Mitteln man die Armut und das soziale Elend



Abb. 2: Ein wichtiger aber gefährlicher Beruf.
Die Säumer werden, wie im Bild von Johann Jakob Wick 1586 von Lawinen erfasst
oder brechen beim Zug über einen See ins Eis ein
(aus: Die Schweizer Bilderchronik, Zürich 1941, Bild 206)

bekämpfte, wird höchstens angedeutet. Andererseits erschliessen sich dem geduldi-
gen Leser Welten, von denen man aus andern Quellen kaum etwas erfährt.

Insgesamt erweist sich das gesichtete Quellenmaterial als verschiedenartig und
von einer verwirrenden Vielfalt. Was die Berichterstatter eint, ist die Frage: «Was
ist das für ein Land, was sind das für Menschen, die hier wohnen?» Die Einstellung
der Berichterstatter ist subjektiv; es ist weniger der innere Drang der sie zum Nach-
forschen und Schreiben zwang, als vielmehr die «Curiosité» die Neugierde mit der
man etwa (so Richard Weiss) eine auffallende Missgeburt betrachtet ...

Es gab, wie es Jakob Burckhardt klassisch formuliert hat, in der Renaissance im-
mer mehr Menschen, «die dem unwiderstehlichen Drang folgend auf Entdeckungs-

reisen ausgingen. Sobald einmal die Hülle des Wahns durchgerissen, die Knechtschaft unter der Tradition und der Bücher, die Scheu vor der Natur überwunden war, lagen die Probleme offen vor ihren Augen.»³ Die italienischen Humanisten waren die ersten, die diesen Weg beschritten. In gebührendem Abstand folgten die Schweizer. Einige wählten als Forschungsobjekt das Wallis.

Frühe Entdeckungsreisen

Die frühesten Reiseberichte stammen von Pilgern. Sie haben wie etwa Hans von Waldheim im Jahre 1474 die Besonderheiten der besuchten Pilgerorte geschildert. Wie vielen Pilgern, ging es ihm in erster Linie um das Seelenheil. Es galt möglichst viele «heilige Stätte» und die Reliquien zu sehen oder gar zu bekommen.⁴

In St-Maurice, das Waldheim auf seiner Rückreise von Frankreich besuchte, galt sein Hauptaugenmerk dem Schwert, von dem man glaubte, dass es für die Enthauptung des Heiligen Mauritius gebraucht wurde. Er bat den Pfarrer ihm auch die Grabstätte des Heiligen Sigismund zu zeigen. Dort stellte er betrübt fest, dass das Haupt fehlte. Der Pfarrer, ein wie Waldheim schreibt «erlicher man» sagte, das Haupt sei jetzt im Dom von Prag. Karl VI., ein eifriger Reliquiensammler, habe den Kopf von der Herzogin von Savoyen erhalten und dann nach Prag gebracht. In St-Maurice fand Waldheim einen weiteren Ort, der ihm einen tiefen Eindruck machte. Es gibt da, so notiert er, einen Teich, dessen Fische bei ihrem Erscheinen den Tod eines Mönchs anzeigen. Offensichtlich handelt es sich hier um den bis ins 19. Jahrhundert verbreiteten Brauch des «Kündens»⁵. Die Frage: Wann bin ich an der Reihe? beschäftigte die Menschen in höchstem Mass und sie suchten deshalb nach Zeichen, von denen man eine schlüssige Antwort erwartete.⁶

Albrecht von Bonstettens Werk

Fünf Jahren nach Waldheims Memorial verfasste Albrecht von Bonstetten, Dekan des Benediktiner-Stiftes Einsiedeln sein grosses Werk, die «Descriptio Germaniae Confoederationes.» Er widmete es dem Dogen von Venedig. Im Vorwort er-

- 3 *Jacob Burckhardt*, Die Kultur der Renaissance in Italien, Ges. Werke III, Basel 1955, S. 19; Reiseberichte als literarische Gattung, dazu: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur (hg. Peter J. Brenner). Freundlicher Hinweis von Prof. Dr. P. Michel. Ihm verdanke ich auch die Einsicht in die Schriften von J.J. Scheuchzer; neuerdings auch: *Claude Reichler*, Entdeckung einer Landschaft. Reisende Schriftsteller, Künstler und ihre Alpen, Genf 2002.
- 4 *Hans von Waldheim*, Die Pilgerfahrt im Jahre 1474, hg. von F. E. Welter, Bern 1925.
- 5 *Albert Hauser*, Von den letzten Dingen, Zürich 1994, S. 199.
- 6 *von Waldheim*, Pilgerfahrt (wie Anm. 4), S. 101.

klärt er Ziel und Absicht seiner Arbeit: «Wer ist nütt durchbegirig das land (es geht um die Eidgenossenschaft) zuo schowen und der landen mentschen sitten und irs leben Darumb ist mir zuo gefallen üch der selben Eydgnosschaft infangze beschriben, das ir desterringe in üwerem Neptunischen riche als in einem glissenden spiegel des landes überschlahen mögent.»⁷

Bonstetten knüpft, wie auch der Humanist Heinrich Glarean, an die kriegerische und glanzvolle Vergangenheit der Eidgenossen an. Beide entwerfen ein grossartiges Bild von diesen «arbeitsamen, tapferen, treuen und gottergebenen Landsleuten», zu denen sie auch die Walliser zählten.

Von Glarean stammen die stolzen Verse:

«Trunksucht leidet es nicht, ist ein Volk, das, der Kirche ergeben grünet im
Glauben, durchaus gefällig und freundlich, am Bergbach,
Löscht es den Durst, und es ist mit bescheidener Nahrung zufrieden.
Gern weist der einfache Mann dir den richtigen Pfad, durch die Alpen
Reiset man sicher, und frei ist die Strasse von lauernden Räufern;
Hier hat Gesinde kein Schlupfloch.»⁸

Ein Franziskaner und seine Informanten

Er heisst Sebastian Münster, ist 1489 in Ingelheim (Deutschland) geboren. Er studierte alte Sprachen und Geographie. Durch Vermittlung von Oecolampad kam er 1528 nach Basel und begann Unterlagen für sein grosses Werk «Cosmographia» oder «Beschreibung aller Lender» zu sammeln.⁹ Er gelangte unter anderem an den Walliser Bischof Adrian I. von Riedmatten. Dieser beauftragte einen Neffen, den Landvogt und späteren Landeshauptmann Johann Kalbermatten mit der Zusammenstellung der von Münster gewünschten Angaben. Ende Juli 1546 ritt der bestens dokumentierte und vorbereitete Geograph von St-Maurice Richtung Sitten. Er besichtigte mit dem Landvogt Johann Wiestener den Klosterschatz von St-Maurice, kam über die Gemmi nach Leukerbad, bewunderte später den Pissevachefall, die Kirchen von Martinach und Sitten, weilte für kurze Zeit im Brigerbad und verliess das Land am 4. August über die Furka. «Es war», so notierte er, «so kalt als wer es Winter gewesen.»¹⁰

7 *Albrecht von Bonstetten*, Beschreibung der Schweiz, hg. von Albert Büchi, Basel 1893 (= Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 13), S. 228ff. (lat. Fassung), S. 250ff. (dt. Fassung).

8 *Heinrich Glarean*, Beschreibung der Schweiz. Lob der Dreizehn Orte, hg. und übersetzt von Werner Näf, St. Gallen 1948, S. 345.

9 *Gattlen*, Beschreibung (wie Anm. 2), S. 103ff.

10 Ebd., S. 145ff.

Besonders gut gefiel ihm Sitten, das «ein hubsche statt ist und wirt je lenger je hübscher mit heüsern zugericht.» Auf der rechten Seite der Rhone steigt man auf den Felsen Valeria. Hier stand vor Zeiten «ein wörlich schloss ..., aber jetzunt sitzen darauff die Thumherren.» Auf der anderen Seite «hat der landfürst ein lustig und hübsch schloss.» Weiter oben befindet sich ein anderes Schloss, «das man Türbilen nennt ..., do halt der bischoff hoff, wann es zu summer zeiten also gar heiss ist». Nirgends findet man besseren Wein als in dieser Region und einen köstlicheren «kess.» In Brig dagegen sei der Weinbau gering, darum trinke man «welsch oder Lampartischen wein.» Hier finde man Mandeln, Feigen, «wiechsslen, kestin, mulber (Maulbeeren), pfersich ..., thierlin zu latin corna (Kornelkirsche).»¹¹

Ein eigenes Kapitel widmet Münster den Bädern, dem Briger- so wie dem Leukerbad. Das Brigerbad-Wasser «ist gantz schwäfelig, heilsam zu den eüsseren leiblichen schaden.» Das Wasser des Leukerbades «hat des kupffers und ertz natur. ... Es hilfft ... der schwachen lungen unnd dem blöden magen, ... den läbersüchtigen In summa es dienet allen kalten und feüchten kranckheiten ... »¹²

Von Münster stammt die erste ausführliche Beschreibung der Matze. Anton Gattlen nimmt an, dass sie auf eigene Beobachtungen zurückgeht. «Die Matz ist ein seltzam gewechs von wurtzeln der bäumen oder reben, und dem setzt man auf ein geschnitzt wüst menschen anlit ... » Den eigentlichen Sinn der Matze, die ein Symbol, ein Zeichen der Aufständischen war, hat Münster nicht erfasst. Auch über die berühmten Walliser-Kröpfe und deren Entstehung ist er sich nicht im Klaren. Ohne ihn zu nennen, greift er vielmehr den Chronisten Stumpf an; dieser hatte völlig zu Recht angenommen, dass der Kropf einem Jodmangel des Wassers zu zuschreiben sei. Münster widersprach: Er habe auch Männer gesehen, die «nit vil wasser trincken und dennoch gross kröpff haben.»¹³

Erstmals hat dagegen Münster bemerkt, dass der Walliser, um sich gegen die Lawinen zu schützen, seine Häuser «nit darff nach an die berg bauen.»¹⁴

Im Ganzen gesehen ist die Kosmographie ein verdienstvolles Werk, das in frischer und lebendiger Sprache die damaligen Kenntnisse in Geographie, Geschichte und Naturwissenschaft zusammenfasst. Dank der Mitwirkung der Walliser Informanten ist der beste Abschnitt des dritten Buches, das die Beschreibung Deutschlands und der Schweiz enthält, nach allgemeiner Ansicht, die Schilderung des Landes Wallis.¹⁵

11 Ebd., S. 124 und 138.

12 Ebd., S. 127 und 128.

13 Ebd., S. 136.

14 Ebd., S. 142.

15 Ebd., S. 100.

Grosse Chronisten: Stumpf und Simler

Zu den grössten Chronisten unseres Landes gehört Johannes Stumpf von Zürich. Er veröffentlichte 1548 seine grundlegende Schweizerchronik. Zur Vorbereitung unternahm er 1544 eine ausgedehnte Reise durch die Schweiz; sie führte ihn auch ins Wallis. Er konnte sich auf Angaben von Zeitgenossen stützen. Vadian, Bullinger, Tschudi, Glarean und der Walliser Thomas Platter waren seine Informanten. Anstoss zur Arbeit war die 1544 erschienene Kosmographie Sebastian Münsters und die «Italia Illustrata» von Flavius Blondus¹⁶. Stumpf kannte offensichtlich auch die Walliser Sagen. Hier fand er den Stoff für die Vertreibung der Freiherren von Mangepan im Jahre 1250. Bei Stumpf liest sich das so: «Wegen jrer übermuetigen und tyrannischen bewaltigung» haben Landsleute aus dem Wallis die Burg erobert und zerstört.¹⁷

Im Gegensatz zu anderen Chronisten fand Stumpf anerkennende Worte für die Land- und Viehwirtschaft des Wallis. Das ganze Land sei «durchpflantzet» mit allerlei Obst- und Baumfrüchten. Neben Äpfeln, Birnen, Nüssen und Pflaumen gebe es Kastanien, Pfirsiche, «tierlin zuo Latin Corna» (Kornelkirschen). In der Nähe von Sitten finde man sogar Mandeln, Feigen und Granatäpfel und an vielen Orten gebe es den begehrten Safran. Die Viehzucht befinde sich in allerbesten Händen. Die guten Erträge führt Stumpf auf die Bewässerung zurück: «An vilen orten waeserend sy all jre gueter, richtend das wasser auch etwan durch jre aecker und weingaerten, koennend das selbig gar artig an den bergen haer leiten durch graeben und kaennel.»¹⁸

Verhältnismässig gute Kenntnisse vom Wallis besass auch der Zürcher Chronist Josias Simler. So beschreibt er recht genau die Alpwirtschaft: «Heutzutage ist das Wort Alpen in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, aber es bezeichnet nicht die Höhe; denn mit Alpe, in der Mehrzahl Alpen, benennt man die Gebirgsweiden, deren Heu weder gemäht und für den Winter eingebracht wird, sondern auf die man nur die Rinder und das übrige Vieh zur Weide treibt. Daher bedeutet zu Alpfahren das Auftreiben der Herden auf die Gebirgsweiden, wo sie gewöhnlich während der eigentlichen Sommermonate verbleiben». Sowohl Simler wie Stumpf äussern sich zum Thema Frauenarbeit. Sie ärgern sich über ihren Landsmann Felix Hemmerli, der das Melken der Kühe als Weiberarbeit bezeichnete und es als «Entwürdigung der männlichen Ehre» ansah¹⁹. Stumpf: Die Walliser Männer machen

16 Leo Zehnder, *Volkskundliches in der älteren Schweizerischen Chronistik*, Basel 1976 (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 60), S. 65.

17 Johannes Stumpf, *Gemeiner loblicher Eydgnosschaft stetten, landen und völkeren Chronik würdiger thaaten beschreibung*, Zürich 1548, fol. 343v; Zehnder, *Chronistik* (wie Anm. 16), S. 71.

18 Stumpf, *Chronik* (wie Anm. 17), fol. 339v.

19 Simler, *De Alpibus* (wie Anm. 1), S. 67.

es richtig. Als «starke Männer» entlasten sie die Frauen von körperlich schweren Arbeiten. Schade, dass Stumpf, der ja eine Weile im Wallis war, seine eigenen Beobachtungen nicht stärker in sein Werk hat einfließen lassen. Ein einziges Mal sagt er «ich selbs hab jren gesaehen.»²⁰ Die Walliser, schreibt er, haben die heilkräftige Wirkung des Weisstannenharztes entdeckt: «Man findt leüt in disen landen (Wallis) ..., die bey weylen das leüterist hartz von Tannen zesamen wicklend an ein pillule so gross als ein bonen, und verschluckend das, achtend jnen soelichs zuo lang wiriger gesundheit gar dienstlich.» Im Gegensatz zum Weisstannenharz eigne sich das Harz der Rottanne zur Herstellung von Salben. Ein gutes Mittel im Kampf gegen Bauchweh ist nach Stumpf auch das Flühbirlin, «in Wallis nennt man sy Ardzapffen.» Die Walliser Frauen kennen ausserdem zahlreiche Pflanzen wie Meisterwurz und Enzian, die richtig eingesetzt, den Heilungsprozess beschleunigen. Beliebt ist, so Stumpf, auch das Fett von Dachsen und Marmeltieren²¹.

Lob für die Walliserfrauen

Stumpf, Simler und, etwas später auch Cysat, befassen sich mit der Arbeit und der Stellung der Walliser Frauen. Cysat rühmt die Frauen, die ihren Neugeborenen die Brust reichen und sie öfters baden. Die Frauen sind «fruchtbar also dass es nicht seltsams noch zu verwundern, wann ein fraw 12 Kinder und meer gebirt.» Thomas Platter bezeugt, dass im Wallis der Vater bei der Geburt seiner Kinder dabei sein muss, «domit sy den hernach dester mer gedult mit den wibren heigin.»²² Die Interpretation ist nicht ganz einfach, man könnte herauslesen, dass den Frauen dem häuslichen Frieden zuliebe mit Geduld zu begegnen sei. Gemeint ist doch wohl, dass man die Frauen besser verstehe, wenn man in der schwierigen und schmerzlichen Phase der Geburt zugegen sei. Was die Chronisten nicht wussten, ist die Tatsache, dass sich die Frauen im Wallis einer politischen und rechtlichen Sonderstellung erfreuten. Der Basler Volkskundler Hans Georg Wackernagel ist dieser Frage nachgegangen.

20 Stumpf, Chronik (wie Anm. 17), fol. 285v.

21 Stumpf, Chronik (wie Anm. 17), fol. 285v, 286r und fol. 289r–290r sowie Zehnder, Chronistik (wie Anm. 16), S. 32.

22 Thomas Platter, Lebensbeschreibung, 2. Auflage, Basel 1999, S. 25ff.

Gleichberechtigung der Frau

Am 16. Februar 1511 trafen sich die Leute von Brig und Umgebung bei der Beinhauskapelle zu Glis. Sie versprachen mit «ufgehepten henden» (Schwurfinger) ihrem Herrn Matthäus Schiner, Bischof von Sitten, in geistlichen und weltlichen Dingen ergeben zu sein, auf «conspirationen, ufrur, zu den mazen laufen», gänzlich zu verzichten. Das wäre nichts Aussergewöhnliches, würde nicht gleichzeitig betont, dass eben alle, auch die Frauen, den Eid ablegen müssen: «Wir die gemeind beder geschlecht, wib und man» heisst es ausdrücklich. Um 1528 wird nochmals festgehalten, dass Mann und Frau die gleichen politischen Rechte haben. Offenbar waren es nicht nur politische Rechte: Hans Georg Wackernagel stellte nach Durchsicht der Gremaud-Aktensammlung fest, dass nicht nur die Frauen, sondern auch die Kinder die Rechtsgeschäfte ihrer Eltern zu genehmigen hätten. Die Walliser gingen offensichtlich auch in diesem Punkte ihrer eigenen Wege.²³

Auf der Suche nach dem Volkscharakter

Stumpf hat wie auch Bonstetten und Simler versucht, den Volkscharakter der Walliser zu ergründen: «Dises land hat schöne weiber, über die massen bärhafft, darumb es vast rychn an lëuten ist Kein hochfertiger oder übermütiger frömbd-ling gruonet under inen, welcher sich aber demütiget, kumpt für, und wirt lieb gehalten», so heisst es bei Stumpf.²⁴

Josias Simler fiel auf, dass man Mitleid «mit armen Leuthen und Bättleren hat.» Sie werden gespiesen und beherbergt. Das habe allerdings den Nachteil, so fügt er bei, dass man sehr viele Bettler antreffe.

Ursprünglich, so meint Simler, haben sich die Altvordern aller Zucht und Mässigkeit beflissen, «weil Trunkenheit und Füllery für ein schmähsch Ding geachtet wurde.» Jetzt sei das anders, «die Helvetier und auch die Walliser trinken zwar immer noch nicht soviel wie an ein mehrtheils Orten Teuschlands So ist doch die Trunkenheit nicht mehr bey ihnen ein Greuel».²⁵ In einem Punkte sind sich die Chronisten einig. Die Walliser sind, ob es sich um Bauern oder Handwerker handelt, allesamt gute Krieger, «also dass keiner ist in dem man nicht ein tapfer kriegerrisch Gemüth gespühre.» Die Kampflust könne auch ausarten, immer wieder

23 Hans Georg Wackernagel, *Altes Volkstum der Schweiz: gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde*, Basel, 1956 (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 38), S. 111.

24 Zit. nach Zehnder, *Chronistik* (wie Anm. 16), S. 64.

25 Josias Simler, *Von dem Regiment der loblichen Eydgenossenschaft*, hg. von Hans Jakob Leu, Zürich 1735, S. 400.



Abb. 3: Die «Gesellschaft vom Hunde» mit ihrem Banner kämpft gegen die Freiherren von Raron und Berner Krieger 1419. In der amtlichen Berner-Chronik hat Diebold Schilling, der auf der Berner Seite stand, die Walliser boshafter Weise mit grossen Doppelkröpfen dargestellt (aus: Die Schweizer Bilderchronik, Zürich 1941, Bild 29)

komme es zu kriegerischen, kriegsähnlichen Aktionen von Anführern, die mit einzelnen Potentaten nicht einverstanden seien. Da gebe es eine Gesellschaft vom Hunde. Mit eigenem Banner ziehen sie ins Feld.

Andere verkleiden sich als Wölfe. Sie nennen sich Werwölfe; bellend ziehen sie durchs Land und verbreiten Schrecken genau sowie die «Trinkelstiere», junge Männer mit Rindermasken und Treichlen (Kuhschellen). Besonders ausführlich

beschreibt Simler die Mazzenaufstände. Mit der Mazze, einem Holzkolben oft mit menschlichen Zügen versehen, fallen die jugendlichen Banden über irgendeinen missliebigen Regenten her.²⁶ Wer dabei sein wollte, «schlug einen rossnagel darin.» Unter diesem Zeichen drangen sie in die Häuser ein, «und namend denen, was sie funden.» Ziel waren u. a. missliebige Bischöfe und Patrizier. Im Jahre 1510/1511 ging es gar gegen den grossen Kardinal Schiner. Dieser hatte schon 1500 vergeblich versucht, die Mazze abzuschaffen. Zu Beginn des Jahres 1550 kommt es zu neuen Aufständen. Diesmal nennen sich die Anführer «Trinkelstiere» (trinkel = treichle, blecherne Glocke für das Weidvieh). Die Trinkelstiere lärmten und drohten bei «Winfiechte» (Weinfeuchte oder Trunkenheit) das Karmeliter Kloster St. Geronden bei Siders zu zerstören, dann werden sie auf der Valeria ob Sitten die Domherren über die «zinnen usschiessen und die alten milgen (Milben) us dem keesen ze vertriben.»²⁷

Die Sprache ist ebenso farbig wie deutlich. Zwei Lötschentaler sagten, wie es im Verhörprotokoll festgehalten ist, die Obrigkeiten seien «landveretter, blutsuger die das land verkaufen.»

Wie die Sprache so die ganze Erscheinung: Die einen trugen (ganz ähnlich wie einzelne Krieger im alten Rom) Federposchen, andere montierten am Kopf Tannäste. All die Übergriffe dieser übermütigen Männer, das erpresserische Auftreten, die Heimsuchungen und Drohungen lassen den Trinkelstierkrieg in die Nähe der Heischezüge, Bettelumzüge und fasnächtlichen Mummenschanzes rücken.

Nun ging es da nicht allein um irgendwelche Aggressionen. Hinter dem wilden Treiben steht oft der nackte Hunger. Die Zahl derer, die ihr Brot mit Kummer assen und zeitweise überhaupt keines mehr kriegten, wuchs zeitweise bedrohlich an. Und vom gepriesenen Mitleid und der grossen Hilfe war dann jeweils wenig zu spüren.

Vor diesem düsteren Bild erscheinen auch gewisse Fressexzesse und Trinkgelage in einem anderen Licht. Wenn man einmal die Möglichkeit hatte den leeren knurrenden Magen zu füllen – nun dann gab es kein Halten mehr.

Feste und ihre Funktionen

Die Obrigkeiten wussten, dass man mit Festen das Volk bei der Stange halten kann. Sie wussten aber auch – wie es die Chronisten bezeugen – dass man auf diese Weise Bundesgenossen gewinnen und sie bei guter Laune halten kann. Ausserdem sind die Feste gute Möglichkeiten, um die eigne Macht zu demonstrieren.

26 Stumpf, Chronik (wie Anm. 17), fol. 340v; Josias Simler, Descriptio Vallesiae, fol. 4v und f.; Zehnder, Chronistik (wie Anm. 16), S. 441; Johannes Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Gotha 1920, 2, S. 10; Wackernagel, Altes Volkstum (wie Anm. 23), S. 14.

27 Wackernagel, Altes Volkstum (wie Anm. 23), S. 225.

Eine hervorragende Gelegenheit um sich in Szene zu setzen und gute Noten zu erhalten, boten die Feste bei der Schliessung des Bundes mit den katholischen Orten und ihrer regelmässigen Erneuerung. Zwei Fliegen auf einen Schlag: Die Gesandten kehren nach diesen Festen beeindruckt nach Hause zurück und das Volk erlabt sich an gespendeten Speisen und Trank.

Wie das aussah, hat Renward Cysat, Ratschreiber von Luzern und offizieller Gesandter seines Standes genau beschrieben. Am Abend des 31. Mai 1578 kamen die Gesandten zu Pferd in St-Maurice an. Schützen und Spiessträger (wehrhaftes Wallis!) standen zum Empfang bereit. Im ganzen Land läuteten die Kirchenglocken; sie wurden begleitet vom Donner der aufgestellten Kanonen. Den Strassen entlang wurden Lärchenbäume aufgerichtet, das Stadttor mit grünem Laub geschmückt. Nach dem Umzug durchs Städtchen erlabte man sich an Walliserkäse, Tigenfleisch (getrocknetes Fleisch) Früchten und selbstverständlich eigenem Wein. Das ging bis weit in die Nacht hinein.²⁸ Am Morgen, alle waren wieder einigermassen nüchtern, zeigte man den staunenden Gesandten den grossartigen, heute noch imponierenden Kirchenschatz. Dann folgte die Messe samt feierlicher Prozession. Eine Anzahl Bürger führten zur grossen Belustigung der Zuschauer ein Schauspiel auf. Titel: Die heiligen drei Könige. Gezeigt wurde nach Cysat wie die drei kamen, «nach Bethleem gewisen und von Sternen begleitet, daselbst sy das Kindlin samt Mutter funden.» Die Flucht nach Ägypten, «das war gantz lustig und süberlich gespielt.» Doch dann kam ein gespieltes Gespräch von der «nüchternheit und trunkenheit.» Auch daran hat, wenn wir dem Chronisten glauben wollen, «mencklicher ein sonder gut Gfallen und ergetzung genommen.»²⁹

Anderntags ritten die Gesandten nach Martigny, wo sie selbstverständlich wieder Glockengeläute und Kanonendonner empfing und festliche, wohlgefüllte Teller und Gläser warteten. In Siders dann aber die grosse Überraschung: Aus einem Brunnen floss Walliser Weisswein, aus der zweiten Röhre kam Rotwein und das Volk konnte sich wie im Schlaraffenland erlaben.³⁰

In Leuk, das man am nächsten Tag erreichte, standen Harnisch-Männer bereit, (nochmals Wehrhaftigkeit!). Zu den Böllerschüssen kamen wiederum die Kirchenglocken. Den Höhepunkt erreichte das Fest in Glis, wo ein «Te Deum» gesungen und eine Abschiedsmesse gehalten ward.

Erfüllt von all diesen Eindrücken ritten die Boten heim, nicht ohne auf der Furkapasshöhe nochmals «regaliert» zu werden.

Man glaube nicht, dass dies alles ohne Wirkung blieb. Dazu kommt, dass ausserordentlich viele Leute an diesen Festen teilnahmen: In Sitten waren es anläss-

28 *Theodor von Liebenau*, Der Walliser Bundesschwur von 1578, Separatabdruck: Katholische Schweizer Blätter I (1885), S. 6.

29 *Zehnder*, Chronistik (wie Anm. 16), S. 650.

30 *von Liebenau*, Bundesschwur (wie Anm. 28), S. 10.

lich der Erneuerung des Bündnisses mit Graubünden über 4'000 Personen. Ausdrücklich vermerkt der Chronist und Gesandte: Die Walliser haben «kein costung gespart mit statlichen tractationen in gastereyen, schauspiel und alerlei Fründschaft.»³¹

Entdeckung der Walliser Produkte

Es blieb nicht beim Trinken aus dem «Weinbrunnen». Die Gesandten machten, zu Hause angekommen, darauf aufmerksam, dass man im Wallis guten Wein finde. Und fortan wiesen alle Chronisten (auch wenn sie nur kopierten) auf dieses Ereignis. Der Rebberg – darauf haben allerdings Stumpf und Simler schon vorher aufmerksam gemacht, zieht sich «ob dem zehenden Brick zuo Moeril und gadt durchs land nider bis zuo S. Mauritzen.» Er dehnt sich Jahr für Jahr weiter aus und beide Gewächse, sowohl der Rote wie der Weisse seien besser geworden. Der Rote werde im Alter, «also schwartz und dick»,³² dass man mit ihm schreiben könnte – jedenfalls sei er im Gegensatz zum Muskateller haltbarer geworden. Man könne den Roten in sonnigen Jahren und genügend Niederschlag vielleicht zehn oder gar zwanzig Jahre lagern. Es werde in guten Jahren immer mehr Wein ausgeführt. Abnehmer seien die Urner, Simmentaler, das Land Saanen, ja selbst in Bern bekomme man den süffigen Walliser. Dazu ein anderes Zeugnis: Aus Zürich kommen viele «meitlin» ins Wallis: «Sie züchend gären vom suren Zürich Win ins Wallis zum guten Walliser Win.»³³ Thomas Platter von dem diese Mitteilung stammt, ist ein glaubwürdiger Zeuge, kannte er doch neben dem Walliserwein auch die Weine von Zürich, Basel und Deutschland. Hier seine Eindrücke: Nach einer Kur im Brigerbad war er sehr müde, mochte kaum mehr reden, essen und trinken. Der Walliserwein, den ihm sein Wirt empfahl, gefiel ihm nicht, er sei zu stark, und er verlangte nach einen sauren dünnen Landwein. Der Wirt holte ein Mass Mörjer-Wein; Platter, durstig wie er war, trank ihn in grossen Schlücken: «Ich that den grösten trunk, als ich gloub min läbtäg ie gethan (dan ich hatt lang grossen durst ghan und nur Badewasser getrunken).» Der Wein aus Mörel – welche Enttäuschung! schmeckte ihm nicht. «Er war grusam sur, dan es ist in Mörel gar wild und der obrest win, der im land waxt.»³⁴

Vierzig Jahre später erhielt er anlässlich einer Ehrung den gleichen Wein. Und siehe da, er genoss ihn in vollen Zügen. Aber vielleicht waren die Umstände an-

31 Hans Ardüser, Chronik, hg. von Jakob Bott, Beilage Jahresber. Naturforsch. Ges. Graubündens 1877, S. 155 und Zehnder, Chronistik (wie Anm. 16), S. 285.

32 Stumpf, Chronik (wie Anm. 17), fol. 339v und Simler, Descriptio (wie Anm. 26), fol. 14.

33 Platter, Lebensbeschreibung (wie Anm. 22), S. 89.

34 Ebd., S. 119 und Zehnder, Chronistik (wie Anm. 16), S. 104.

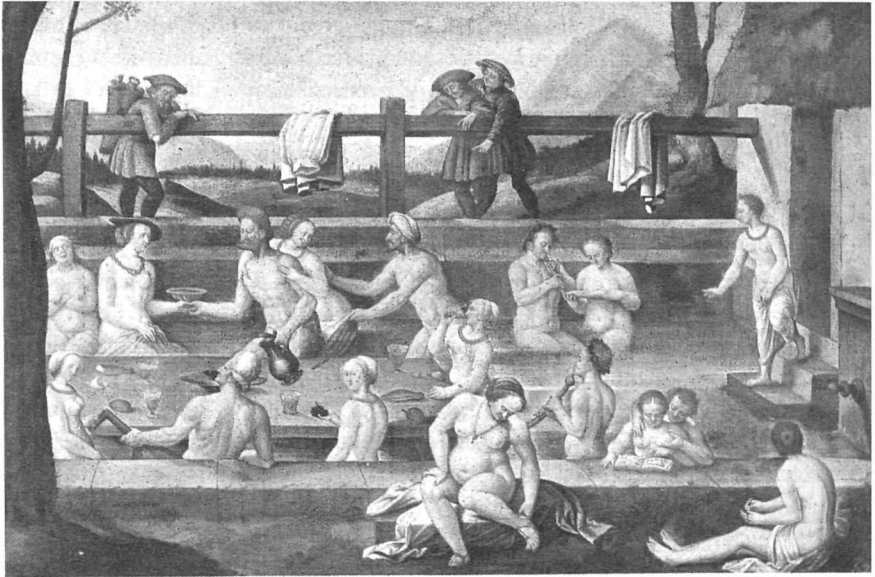


Abb. 4: Das Bad von Leuk um 1550. Kaum ein Reisender vergass auf seiner Tournee durchs Wallis das Brigerbad aufzusuchen. Bereits um 1500 existierte neben der warmen Quelle ein Gasthaus mit Badehütten, eine Gartenanlage und ein Weinberg. Wie locker hier die Sitten waren, hat Hans Böck d. Ä. um 1550 festgehalten. Man hörte Musik, tafelte und freute sich an hübschen Frauen (aus: *Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz*, Zürich 1982, S. 27)

ders, den Geschmack des Badewassers hatte er diesmal nicht im Gaumen! Ausserdem war Platter in Hochstimmung, fand doch der Castlan von Sitten für ihn die überaus ehrenden Worte: «Disen eeren Win schänkt ein Statt Sitten unserm lieben lantzman Thomas Platter, als ein Vatter der Kinden gemeiner landschaft Wallis.»³⁵

Dass Platter, Freund der Zürcher Reformatoren, nicht nur von weltlichen, sondern auch von geistlichen Obrigkeiten geehrt wurde, ist ein Ruhmesblatt für die Walliser Toleranz mitten in einer Zeit der Glaubenskriege! Als Thomas Platter 1563 mit seinem Sohn Felix im Wallis weilte, wurde er vom Bischof wie den Domherren mit allen Ehrbezeugungen empfangen und zu Tisch geladen. Die Platters tranken aus einem Silberbecher eines berühmten Zürcher Goldschmieds. Das «Bhaltis» (Geschenk für den Gast) bildeten Walliser Granatäpfel und kostbarer Walliser Safran.³⁶

35 Ebd., S. 143.

36 *Felix Platter*, Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567, hg. von Valentin Lötscher, Basel 1976 (= Basler Chroniken, Bd. 10), S. 407ff.

Schwierigkeiten mit der Sprache

Vom Thomas Platter wissen wir, dass er als er in Zürich und dann in Basel auftauchte, wohlwollend empfangen wurde: «Drum weil ich klain war und ein Schwitzer oder Walliser.» Beinahe rührend wirkt die Szene, die sich in Breslau abspielte. Da sagte ein Fugger, ein Junker zu ihm: «Bistu aber gewiss ein schwitzer, so will ich dich uffnämen für ein jun.»³⁷ Platter hat auch eine weitere Szene beschrieben. Als er zum ersten Mal nach Zürich gekommen war, ging er in ein Wirtshaus «gan heischen da horten mich die lüt gären die Wallesersprach reden und gaben mir gären.»³⁸

Auf der anderen Seite erfahren wir aus den Quellen auch Klagen über den unverständlichen, rauhen und komischen Walliserdialekt. Bekannt ist ja auch Luthers unwirsche Klagen über Zwinglis unverständliches Deutsch.³⁹ Was hätte Luther gar gesagt, wenn er mit Wallisern gesprochen hätte! Für viele Deutsche war das Schweizerdeutsche und insbesondere der Walliserdialekt nur schwer zu verstehen. Ein auffälliges Merkmal sei die Härte dieses Dialekts. «An den Schweizern scheint, als ob sie ihre Wörter wie welsche Hanen im Rachen oder oben im Gaumen formulierten.» meinte Grimmelshausen 1673.⁴⁰ Eine andere Ansicht vertrat der Hallesche Patrizier Hans von Waldheim. Er notierte 1474 nach einem Besuch in der Schweiz (Wallis und Unterwalden) er habe Bruder Klaus getroffen, dieser rede eine «liepliche gute duezsche sprache.» Trümpty nimmt mit Recht an, dass Waldheim den Einsiedler so hoch verehrte, dass er dessen Sprache positiv bewertete. Man könne aus diesem Zeugnis allerdings auch herauslesen, dass die andern Schweizer über eine weniger gute «duezsche Sprache» verfügten.⁴¹

Gilg Tschudi versuchte, nachdem er in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts selbst ins Wallis gereist war, den Dialekt und dessen Grenzverlauf darzustellen. Seine Angaben sind merkwürdig, und wie Trümpty meint, sogar falsch. Er setzt die Hauptgrenze zwischen dem Schweizerdeutschen und dem Frankoprovenzalischen zwischen Visp und Brig. Von den Seitentälern spricht er nicht (vielleicht war er gar nicht dort). Später hat er seine Aussagen korrigiert: Rein schweizer-deutsch seien die Zenden Goms, Brig und Visp, die vier anderen (Raron, Leuk, Siders und Sitten) «vermischt teutsch und welsch untereinander».⁴²

37 Platter, Lebensbeschreibung (wie Anm. 22), S. 42.

38 Ebd., S. 37.

39 Hans Trümpty, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, Basel 1955, S. 21.

40 Ebd., S. 18.

41 Ebd., S. 21.

42 Trümpty, Schweizerdeutsche Sprache (wie Anm. 39), S. 29.

Johannes Stumpf, der das Wallis 1544 durchwanderte, setzte die Grenze bei Leuk; Siders, Sitten und Leuk selber bezeichnete er als zweisprachig. Für Sebastian Münster und Andreas Ryff waren Sitten und Leuk doppelsprachig. Beide haben sich weniger auf eigene Beobachtungen als vielmehr auf die Autorität der alten ehrwürdigen Chronisten gestützt.

Wie das «Walliseritsch» sich damals anhörte, erfahren wir von einem Engländer: John Evelyn betrat 1646 auf der Südseite des Simplons Walliser Boden. Ihm fiel die «barbarische» Sprache auf. Er hielt sie für ein mit Italienisch und Französisch vermisches Hochdeutsch.⁴³ Selbst für Schweizer erschien das Walliserdeutsch eine harte Knacknuss. «Weil sie der Frömden nicht gewohnt sind», so schreibt der Zürcher Theologe Schinz 1763, ist es schwierig mit ihnen in Kontakt zu kommen, vor allem aber, weil sie ein «unverständlich Teütsch sprechen».⁴⁴

Johann Conrad Fäsi bringt es 1768 auf den Punkt: Die Aussprache der Walliser ist öfters ganz «heischern unverständlich, weil sie aus jedem trüben Bache, der ihnen am nächsten ist, oder aus dem unlautern Rhodan, das Wasser trinken». Man muss, so Faesi, «sehr aufmerksam seyn, wenn man sie, wann sie unter sich selbst sind, verstehen will».⁴⁵

Mark Theodor Bourrit aus Genf stellte 1782 fest, dass man ein Wörterbuch haben müsse, um die Leute von Sitten zu verstehen. Voraussetzung sei allerdings, «dass unsere Aussprache gut genug ist, um uns einem Volk verständlich zu machen, das so verschiedene Mundarten hat. Im Oberwallis zählt man derselben nicht weniger als zwölf».

Ein guter Kenner des Walliser Dialekts war der Berner Franz Samuel Wild (1742–1802), seines Zeichens Salzdirektor in Bex, reiste er viel ins Wallis. Um 1800 stellte er fest, dass alle Einwohner Französisch oder Patois sprechen. In Sitten spreche man deutsch. Rechts und links dem Rhodan werde immer noch französisch gesprochen; am rechten Ufer bis Venthône, das halb deutsch spricht, am linken Ufer bis Chippis mit inbegriffen das Eifischtal (Anniviers). Ehedem war auch der Leuker Zenden französisch sprechend. Gegenwärtig (1800) werde aber hier deutsch gesprochen. Die deutschsprachigen Walliser haben, so bemerkt er weiter, «das besondere, dass sie das ‘s’ sehr oft wie ein ‘sch’ aussprechen.»⁴⁶ Genau dies bezeichnete Karl Bohnenberger als Hauptmerkmal des Walliserdeutschen.⁴⁷

Wie verschieden man den Walliser Dialekt und seinen Wandel beurteilte lässt sich beim Zürcher Pfarrer Hans Rudolf Schinz (1745–1790) feststellen. Er fand als

43 *John Evelyn*, Diary, hg. von W. Bray, London 1818, S. 186.

44 *Hans Rudolf Schinz*, Reise von 1763, hg. von Jacob Werner, Zürcher Taschenbuch, 1911, S. 177.

45 *Johann Conrad Faesi*, Staats- und Erd-Beschreibung, Zürich 1768, Bd. 4, S. 250 und 284.

46 *Trümpy*, Schweizerdeutsche Sprache (wie Anm. 39), S. 50.

47 *Karl Bohnenberger*, Die Mundart der deutschen Walliser, zit. von *Trümpy*, Schweizerdeutsche Sprache (wie Anm. 39), S. 92.

18-Jähriger die Sprache der Oberwalliser «verderbt und voll von unverständlichen Idiotismen». Rund zwanzig Jahre später erkennt er in Bosco Gurin «eben diejenige altdeutsche Sprache, die im Oberwallis geredet wird.»⁴⁸ Kein Wunder, dass das «Wallisertitsch» die Gelehrten zu allerhand Spekulationen reizte. Dabei hat die Frage nach dem Herkommen eine erhebliche Rolle gespielt. Felix Hemmerli machte aus den Oberwallisern und den Bewohnern der Sprachinsel Gressonay Sachsen, die unter Karl dem Grossen verpflanzt worden seien. Diese Spekulation fand kein Echo.⁴⁹

Bemerkenswert ist die Stellungnahme des Pfälzers Caspar Scioppius; er stellte 1626 den «helvetischen Dialekt» neben den schwäbischen. Unter allen oberdeutschen Mundarten sei er der reinste, weil die Schweizer inbegriffen die Walliser, allem Höfischen abgeneigt seien. Ein Lob auf die Erhaltung des Dialekts und dies längst vor Rousseau, der vom Schweizerdeutschen eine ähnliche Meinung hatte.⁵⁰

Das Wallis in der Sicht von Johann Jakob Scheuchzer (1672 bis 1733)

Nach Studienreisen in Holland und den deutschen Staaten unternahm der Zürcher Arzt und Naturforscher Scheuchzer von 1702 bis 1711 neun Reisen (Wanderungen) in den Schweizer Alpen. In den Jahren 1705 und 1709 weilte er auch im Wallis. In zwei Etappen durchwanderte er das ganze Tal, vom obersten Gomsdorf bis zum Genfersee. In Unterwald und Oberwald betrachtete er die junge Rhone, «die hier die Felsen ausgespült und ausgehöhlt hat und nun 50 und mehr Schuh tiefer die Furcken (Furka) abrauschet als in den erste Jahren nach der Sündflut ... »⁵¹

Hier sah er auch die Getreidespeicher, «in denen die Walliser ihr Korn aufbehalten, und so wol vor der Fäulung, als den Mäusen sicher bewahren.»

Auf dem Weg nach Brig traf er Bauern, die ihre Güter wässern: «Sie leiten das Wasser durch ihre Äcker und Weingärten an den Felsen durch Canäle, oft unter Lebensgefahr.»

«Im obern Teil des Rhonetals bauen sie die Häuser aus einheimischem Holz, im mittleren und unteren Teil des Tales dominieren die Steinhäuser wie etwa in Brig, dem schönen Hauptfleckten.» Hier haben die Herren Jesuiten ein schönes Closter.» Das Stockalperschloss wird – der Grund ist unbekannt – mit keinem Wort erwähnt. Ein Lob spendet er dafür der «Kirche zu unseren Lieben Frauen» in Glis, begehrtes

48 *Trümpy*, Schweizerdeutsche Sprache (wie Anm. 39), S. 93.

49 Ebd., S. 95.

50 Ebd., S. 88.

51 *Johann Jakob Scheuchzer*, Naturgeschichte des Schweitzerlandes. Aufs neue herausgegeben von Johann Georg Sulzer, Zürich 1746, II: S. 169.

Ziel vieler Wallfahrten. Enttäuscht hat ihn das einst berühmte Briger-Bad. «Es findet sich fast ohne Gebrauch. Wir fanden weder Wirth, noch Gäste, noch Badkäs-ten.»⁵²

Scheuchzer zeigt sich überrascht von der Fruchtbarkeit des Landes. «Die ersten Acker-Früchte werden in Meyen zeitig, deswegen im Land Wallis die Ernd im Meyen anfängt, und sich erst im October endet.» Besonders fruchtbar sei, so notiert er, die Gegend um Sitten und Siders, wo Mandel, Feigen, Granaten (Granatäpfel) Castanie und dergleichen edle Früchte gedeihen An diesen Orten zieht man auch viel guten Safran.»

In Leuk gefiel ihm das «wohlgebaute Rathaus und etliche Schlösser.» Besonders angezogen fühlte er sich vom Leukerbad, über dessen Qualitäten er in der Schrift des Sittener Arztes Castellus (1647) gelesen hatte. Dem Leukerbad widmete Scheuchzer nicht weniger als sieben Seiten seiner Naturgeschichte.⁵³ «Das Wasser der einen Quelle ist so heiss,» so beginnt der Bericht, «dass man Eier kochen und Hühner von ihren Federn abledigen kann.» Mit ihm kann sich Nieren- und Blasensteine abtreiben. Es hilft bei Podagra, Huftkrankheiten; es hemmt die Einschrumpfung der Nerven, es vermag den Aussatz zu heilen, die müden Glieder zu erquicken, Hautschäden zu kurieren ... », um nur einige Beispiele aus der langen Liste aufzuführen. Leider habe er genauere Untersuchungen nicht vornehmen können. «Doch in Ansehung der natürlichen Wärme des Wassers lässt sich allhier das finden, was man in anderen von Naturwasser-Bädern findet, eine Arzneiquelle für unzählich viele Anliegen.» Freilich sollte man sich nicht dem Bad-Wirt anvertrauen, sondern einen erfahrenen und gelehrten Medicus beiziehen.

Weniger konkret sind Scheuchzers Angaben über die Sprachen. Leuk, so stellte er fest, bilde die Sprachgrenze. «Oberhalb von Leuk redet man Deutsch, unterhalb ein verderbt Französisch Im Hauptfleck beflüssigt man sich des Französisch – Italienisch – Deutsch – und auch der Lateinischen Sprache, welche ihnen wegen der Nachbarschaft mit den Berner- und Urnergebieten, Italien, Savoy und Genfersee, beinahe nöthig sind. Ja, es ist sich zu verwundern, dass oft auch die gemeinen Leute, als Tagelöhner, jetzt ernannte vier Haupt-Sprachen fertig und zierlich reden.»

Man sollte dies, so meint Scheuchzer abschliessend, nicht übersehen, «weilen es zum Lob der Walliser dienet.»⁵⁴

52 Ebd., II: S. 77.

53 Ebd., I: S. 398.

54 Ebd., II: S. 182. Weitere Notizen über das Wallis finden sich im Werk: «*Helvetiae stoicheigraphia, orographia et oreographia* oder Beschreibung der Elementen, Grenzen und Bergen des Schweizerlandes» von 1716, 1718. Über die Alpenreisen (auch Reisen ins Wallis) berichtete Scheuchzer auch in der Wochenschrift «*Seltene Naturgeschichten des Schweizer-Lands*». Drei Jahrgänge 1705–1707.

J.-J. Rousseau über das Glück der Walliser

J.J. Rousseau besuchte das Wallis 1744 auf der Rückreise von Venedig. Er war so beeindruckt, dass er sich vornahm, eine Geschichte dieses grossartigen Landes zu schreiben. Er liess den Plan später fallen, das Land vergass er nicht. Ein Land mit guten Menschen, friedlich inmitten der schärfsten Gegensätze der Natur, so liest's man in der «Nouvelle Héloïse». Wie es mit der Wahrheit dieser Schilderung bestellt sein mag – sie ist ohne Zweifel berückend. Rousseau ist Philosoph und Moralist: er verfehlt nicht, das Glück der Walliser dem Mangel an Geld zuzuschreiben. Was Rousseau am meisten auffiel, war die Gastfreundschaft. Das einzige, was ihn hinderte sie voll zu geniessen, war die lange Dauer der Mahlzeiten: «Wohl war ich frei, mich nicht zu Tische zu begeben; aber hatte ich mich einmal niedergelassen, so musste ich einen Teil des Tages dort verharren und eben so lange dem Wein zusprechen. Freilich sollte man aufhören können und ein Übermass vermeiden. Dies ist es eben, was nun unmöglich war mitzuhalten mit entschlossenen Trinkern, wie es die Republikaner von Natur aus sind ... »⁵⁵

Goethe: Unterschiedliche Erfahrungen

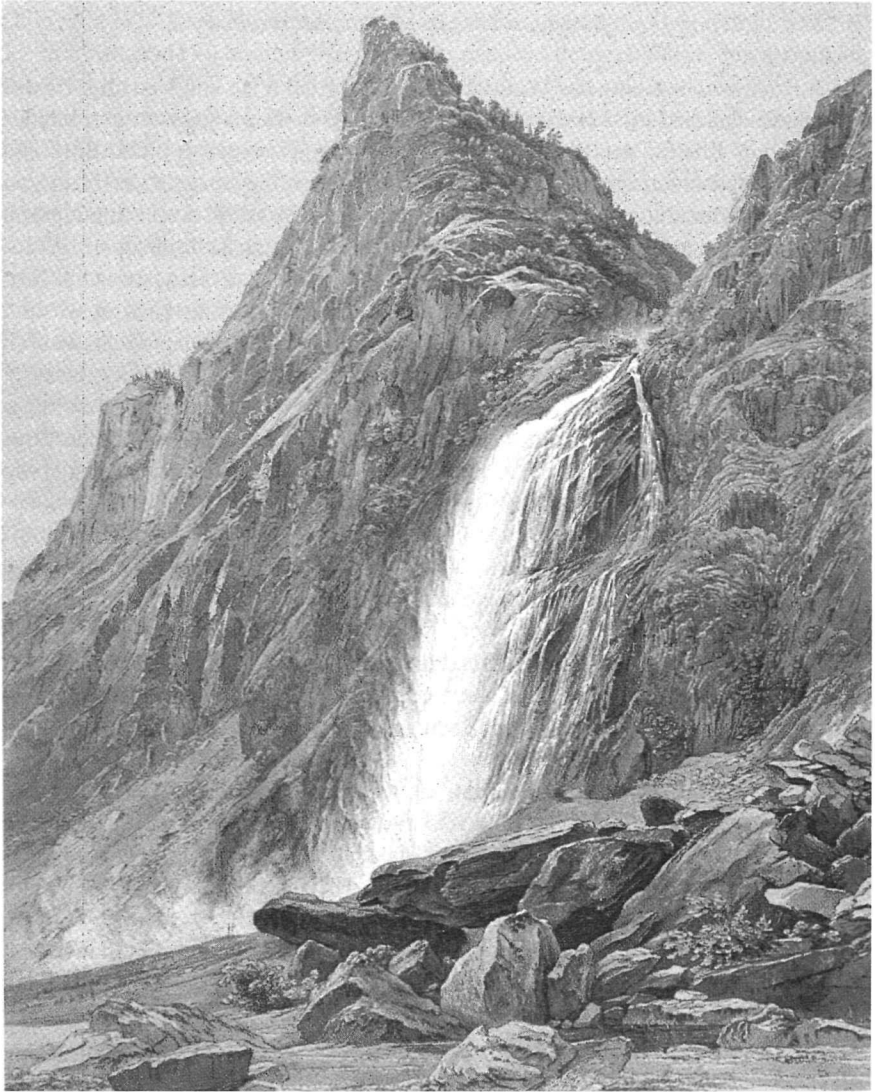
Nach Rousseau und auf seinen Spuren kam 1754 der «promeneur solitaire» ins Wallis. Von Martigny aus, wo man, wie Goethe notiert, in einem Wirtshaus «untergekrochen» war, ging die Reise nach St-Maurice. Vorher besuchte er den Pissevache-Wasserfall.

Von St-Maurice aus stieg Goethe mit dem Herzog, seinem Reisebegleiter, zur Notre Dame du Secx, von hier ging's nach Martigny und Sitten. Hier wünschte man längere Zeit zu bleiben. Doch «haben mir die scheusslichen Kröpfe ganz und gar üblen Humors gemacht ... Hier in Sion ist das Wirtshaus abscheulich und die Stadt hat ein widriges schwarzes Aussehen.»⁵⁶

In Leukerbad wurde er hingegen «von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen.» Auch in Münster erlebte man «Angenehmes». Auf dem Weg über den Furkapass traf Goethe spät abends in Oberwald ein, wo «sich die Leute nicht wenig wunderten solche Gestalten in dieser Jahreszeit (im November) erscheinen zu sehen.» Hier engagierte die Reisegesellschaft (Herzog Carl August, Goethe, Jäger Hermann) zwei Führer und Gepäckträger. Nach vier bis fünf Stunden erreichte die Gesellschaft den Sattel der Furka. Goethe notiert: «Der Rhonegletscher, den wir

55 *Maurice Zermatten*, Das Wallis in Kunst und Literatur, in: Neue Schweizer Rundschau, Januar 1941, Heft 9, S. 546.

56 Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von Ernst Beutler, Zürich 1948–1960. S. 12, 32; sowie *Martin Müller*, Mit Goethe in der Schweiz, Zürich 1979, S. 108ff.



*Abb. 5: Der Pissevache-Fall, Aquarell und Feder von Samuel Birmann, 1825.
Der Wasserfall wird vor allem im 18. Jahrhundert von vielen Reisenden aufgesucht und
als grosses Naturwunder bezeichnet. Samuel Birmann hat den Fall mit grosser Genauigkeit
wiedergegeben. Die Frische der aquarellierten Federzeichnung ist wundervoll
(aus: Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz, Zürich 1982, S. 200)*

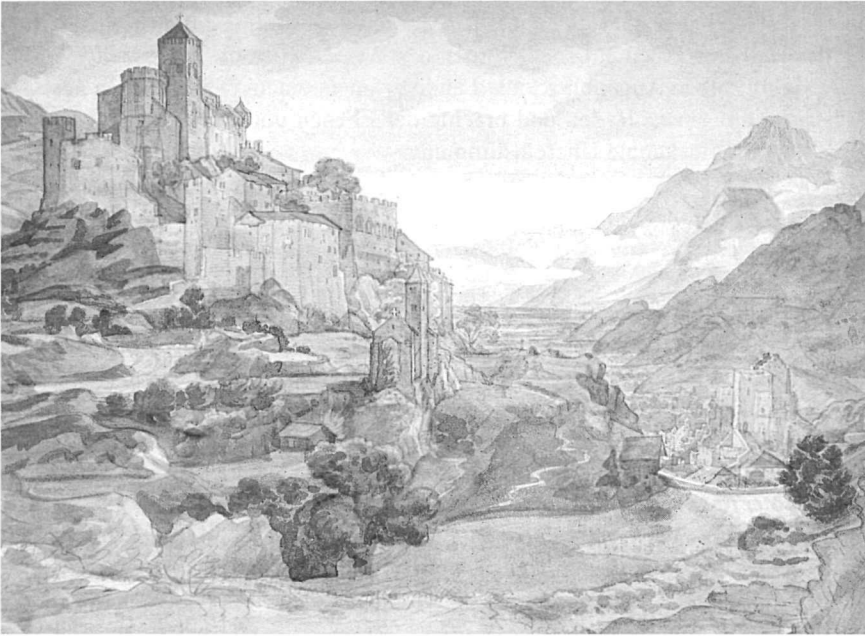


Abb. 6: Sitten, Aquarell von Georg Ludwig Vogel 1820. Sitten war Bischofsitz, eine Stadt mit grosser Vergangenheit. Von den meisten Reisenden wird dieser Ort mit viel Lob bedacht. Der Deutsche Schinkel nennt um 1824 den Ort sogar abenteuerlich. «In dieser Stadt scheint alles auf Ruinen und alten Gewölben zusammengebaut, mehr der Aufenthalt von Ratten, Eulen und Fledermäusen als von Menschen zu sein.» Anderer Meinung war der Maler Georg Ludwig Vogel von Zürich. Von ihm stammt das wundervolle Aquarell mit Valeria, Kirche und Stadt (unten rechts) (aus: *Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz*, Zürich 1982, S. 19)

ganz übersehen haben, ist der ungeheuerste Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlich im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breittflockiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über alles einen ewigen beweglichen Flor.» Goethe hoffte auf einen «bequemen Hinabstieg, doch die Schneedecke ward so dick, «dass der vorderste, der die Bahn brach, oft bis über den Gürtel versank.» Goethe war «glücklich den Weg zu überstehen ... ein Spaziergang war es nicht. Das gute Glück, das uns bisher begleitet und so weit gebracht hat, hat uns nicht verlassen.» So kam die Walliserreise trotz vieler Widrigkeiten doch zu einem guten Schluss.

Wohl am schönsten hat wohl Rousseau das Wallis beschrieben: «Nicht nur der Menschen Arbeit hat diese seltsamen Gegenden so wunderbar gegeneinander abstechend gemacht. Auch die Natur schien sich daran zu vergnügen, im Widerspruch mit sich selbst zu handeln, so verschieden fand man sie am demselben Ort

unter verschiedenen Aussichten. Gegen Morgen die Frühlingsblumen, gegen Mittag des Herbstes Früchte, gegen Norden des Winters Eis; alle Jahreszeiten vereinigte sie im selben Augenblick; alle Landesarten an einem Ort, entgegen gesetzte Erdstriche auf einem Boden und brachte der Ebenen und Berge Früchte in eine sonst überall unbekannte Übereinstimmung». ⁵⁷

Mark Theodor Bourrit aus Genf zeichnet ein «gerechtes Bild»

Vierzig Jahre später, am Ende des 18. Jahrhunderts versuchte der Genfer Mark Theodor Bourrit vom Wallis und seinen Menschen ein «gerechtes wirkliches Bild» zu zeichnen. ⁵⁸ «Ihr werdet», so sagt Bourrit einleitend zu seinen Lesern, «auch einige schwache Seiten über Sitten und Eigenschaften finden.» Völlig verkehrt hält er die Kindererziehung. «Ihre ersten Jahre verleben die Kinder in Unthätigkeit. Man schliesst sie in die Stube ein, lässt sie den ganzen Tag hinter dem Ofen hocken und stopft ihnen noch dazu immer den Magen voll.»

Die Bewohner der Gebirge (er meint die Seitentäler des Landes) verhalten sich anders. «Das tätige Leben, woran man sie sehr früh gewöhnt, bewahrt sie vor Kröpfen und Blödsinnigkeit, obschon sie schon nur Schneewasser zu trinken bekommen.» ⁵⁹

Der aufgeklärte Genfer ärgerte sich über die Walliser Justiz. In der Nähe von Siders sah er «einen Galgen, woran zerstückelte Leichname hingen und Köpfe und andere Glieder angenagelt waren.» Dieses Schauspiel sei im ganzen Land anzutreffen. Hier werde ein Dieb, den man anderswo höchstens «staupt», kurzerhand aufgehängt.

«Ich glaube», so Bourrit, «es wären andere Mittel ausfindig zu machen, die Schelmen zu schrecken, ohne den Gefühlen ehrlicher Leute zu nahe zu treten.» ⁶⁰ In Martigny fand Bourrit einen «auffälligen Kontrast zwischen Schönheiten und hässlichen Figuren; schwächliche Männer und lebenswürdigen Frauen.» «Hier», so glaubt er, «führen die Frauen die Herrschaft über die Männer.» ⁶¹

Das Positive überwiegt: Die Walliser sind nach Bourrit sehr genügsam. Sie leben meistens in einem ehrbaren Mittelstand: «Sie sind nüchtern, trinken wenig Wein, nähren sich von gesalzenem Fleisch, Hülsenfrüchten und Milchwerk (Käse), und besonders von geröstetem Käs.» ⁶² (Nach dem heutigen Sprachgebrauch Ra-

57 *Jean-Jacques Rousseau*, *Julie oder die neue Héloïse*, übertragen von J. G. Gellius 1761, überarbeitet und ergänzt von D. Leube, München 1978, S. 76.

58 *Mark Theodor Bourrit*, *Beschreibung der Pernischen und Rhätischen Alpen*, Zürich 1782.

59 Ebd., S. 32.

60 Ebd., S. 97.

61 Ebd., S. 32.



*Abb. 7: Zwei Gehängte am Galgen und ein Geräderter
(aus: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 1974, Band 46, Heft 2
[138. Neujahrsblatt] Wickiana 1560/1587, S. 121, Tafel 1)*

clette). Höchstes Lob findet er für die Walliser Frauen: «Ihr Betragen ist sanft. Die Sorge für ihre Männer und Greise rührt von dem reinen Gefühle der Zuneigung, Liebe und Menschlichkeit her; und diese Tugend üben sowohl Männer als Weiber

auch gegen Tiere aus. Sie schlagen sie nie, und ziehn sie auf natürliche Art, wie die Kinder.»⁶³

In Siders fand Bourrit viele «Cretins», Leute mit Kröpfen, zum Teil jämmerliche Geschöpfe. «Doch diese dem Schein nach unglücklichen Wesen sind weder verlassen noch verachtet; man trägt Sorge für sie.»⁶⁴ Immer wieder kommt Bourrit auf die Gastfreundschaft zu sprechen. Am meisten gefiel ihm, «dass an ihrer Bewirtung kein Zwang war.» Als er sagte, er sei ein Schweizer «machten sie kein anderes Kompliment als, wir seyen Brüder, und ich sollte denken, ich sey zu Haus».⁶⁵

Grossartig fand Bourrit die Einstellung vieler Walliser gegenüber der Natur. Als man im Val de Bagnes 1767 Kobalt und Spuren von Gold fand, behielten die Leute das Geheimnis für sich und dies keineswegs in der Absicht sich eines Tages zu bereichern: «Sie fürchten der Bau dieser Bergwerke möchte ihre Waldung und das schöne Bauholz zu Grunde richten. Sie wissen, dass das Gehölz der sicherste Damm ist gegen die Lauwinen und Bergschlüpfe. Ohne die Waldung würden die Weiden bald verwüstet, und die Einwohner unter dem Schutt ihrer Häuser begraben seyn.»⁶⁶ Umweltschutz avant la lettre! Dem Genfer entging nicht, dass die «Diener des Altars» im ganzen Wallis hohe Achtung geniessen, und dass die Domherren von Sitten einen grossen Einfluss auf die Geschäfte haben. Doch diese Achtung hinderte das Walliser Volk nicht «über seine Freiheiten eifersüchtig zu wachen und sie gegen Eingriffe der Clerisey zu verteidigen.»⁶⁷

Selbst dem eifrigen und klugen Bourrit entging Wesentliches. Zwar sah er in Brig welch' grosse Verwüstungen der Bergbach Saltina immer wieder anrichtet: Er rühmt die schönen Gärten und Häuser, vergisst aber das Stockalperschloss. Es ist fast ein Zufall, dass er die fürs Wallis so wichtige Familie wahrnahm.

Als er über den Simplon wanderte, sah er das Haus «welches dem Herrn Baron von Stockalper zugehört, der es während der Sommerhitze mit seiner Familie bewohnt.» Bourrit weiss auch mitzuteilen, dass er dieses Haus armen Reisenden Unterkunft und Nahrung unentgeltlich zur Verfügung stellt.⁶⁸ Über die vielen grossartigen Taten des grossen Walliser Unternehmers jener Zeit, Kaspar von Stockalper, kein Wort. Erstaunlicherweise ist Bourrit nicht der einzige Fremde, dem diese Seite der Walliser Geschichte entging. In seiner Staats- und Erdbeschreibung von 1768 fand Faesi kein einziges Wort für den grossen Unternehmer. Genau gleich hielt es Füssli in seiner Staats- und Erdbeschreibung von 1771. Auch Johann Gottfried Ebel erwähnt in seiner Reiseanleitung von 1805 (Titel: «Vollständiger Unter-

63 Ebd., S. 157.

64 Ebd., S. 95.

65 Ebd., S. 156.

66 Ebd., S. 156.

67 Ebd., S. 90.

68 Ebd., S. 169.



*Abb. 8: Karl Friedrich Schinkel, der um 1824 in Brig weilte, vergass nicht den Simplonpass (auf dem Bild links hinten) zu erwähnen. Kein Wort über das Stockalperschloss. Dafür gab sich der Zeichner Wilhelm Oppermann grösste Mühe das Stockalperschloss genau wiederzugeben (aus: *Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz*, Zürich 1982, S. 196)*

richt über alle Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten der Schweiz») weder das Schloss noch seine Bewohner. Er tadelt die äusserst schlechte Wirtschaft, die sich überall findet, und ganz besonders im Haupttal der Rhone, wo man alles dem Strome preisgibt, ohne an Dämme und Wehren zu denken ... » Auch für die Schulen werde schlecht gesorgt. «Daher herrscht im Wallis zum Theil mehr Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus als in andern katholischen Länder der Schweiz.»⁶⁹

⁶⁹ *Johann Georg Ebel*, *Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. Vollständiger Unterricht über alle Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten der Schweiz*, Zürich 1805, S. 231.

Die Meinung des dänischen Dichters Hans Christian Andersen

Hans Christian Andersen weilte um die Mitte des 19. Jahrhunderts einige Male in der Schweiz; er stieg unter anderem auch in einem Briger Hotel ab. In seinem Tagebuch notierte er: «In diesem Ort beginnt es fremdartig zu werden. Heute Morgen, als ich auf die Strasse trat, begegnete ich einem sogenannten Einsiedler, das ist ein Waldbruder in einer braunen Mönchskutte. Er lächelte mich so wahnwitzig an, die alten Bauernfrauen lächelten ebenfalls so unheimlich, als wäre ich ein ausländisches Tier, aber viele begrüßten mich so ehrerbietig, dass ich nicht weiss, wie ich erwidern soll.»

Sion, schreibt er, scheint recht romantisch zu liegen. «Wir kamen an Ruinen vorbei, sahen die Hirten ihre Ziegen heimwärts treiben und begegneten hässlichen Frauenzimmer, Kretinas.»⁷⁰ Dennoch, für Andersen war das Wallis ein «herrliches Bergland» und es gehört denn auch zu den imposanten Schauplätzen seines Märchens «Die Eisjungfrau» (1861). Es ist eine Liebesgeschichte mit traurigem Ausgang, eine doppelbödige Erzählung, die das Alpenglühen preist, gleichzeitig die Not und Isolierung dieser Gegend anvisiert. Der Held dieser Liebesgeschichte, genannt Rudy, ein Hirt und Jäger, wandert vom Berner Oberland zu seinem Onkel ins Wallis. Er begegnet mehreren «Halbidioten», die «Kretine» genannt werden und «in ihrer Armut und Verlassenheit im Wallis von Familie zu Familie gereicht werden, um in jedem Haus ein paar Monate zu bleiben.» Der Onkel erzählt seinem Nefen von seiner Jugend, als das Wallis «ein geschlossener Sack» mit vielen Kretinen gewesen sei. Die Wende zum Besseren hätten Napoleons Truppen gebracht. «Der Sack hat ein Loch bekommen, ein Luftzug ist in unser eingeschlossenes Tal gekommen.»⁷¹

Andersen benützte für seine Recherchen Georg Kohls dreibändiges Werk («Alpenreisen», 1849–51). Hier heisst's: «Die Eroberung des Wallis durch die Franzosen wird als eine der Ursachen bezeichnet, welche die Giftpflanze des Kretinismus ausrottete, zum Teil freilich auf eine Weise, die nur im Kriege entschuldbar und erklärlich erscheint.»

Angesicht dieses Problems und den dazu gehörenden «Erklärungen» wird die Unzulänglichkeit des grossen Dänen wie aller Entdeckungsreisenden offenbar. Die Walliser können sich immerhin damit trösten, dass Andersen auch an den Zürchern vieles auszusetzen hatte. Er fand Zürich, das er beharrlich «Zurick» nennt, äusserst langweilig. «Nichts von Interesse. Nichts verzeichnenswert Gessners Stadt ist

70 Hans Christian Andersen, Tagebücher 1825–1875, Göttingen 2000, S. 63.

71 Hans Christian Andersen, Die Eisjungfrau. Erstausgabe 1861, jetzt in: Gesammelte Märchen, Zürich 2002, S. 704. Über die Tagebuchnotizen vgl. den Aufsatz von Aldo Keel, Der Kuss der Eisjungfrau. Hans Christian Andersen Schweizer Erfahrungen, in: NZZ 2./3. April 2005, Nr. 76, S. 69; Tagebücher 1825–1875, hg. von Gisela Perlet, Frankfurt/Leipzig/Göttingen 2003, S. 62ff.

das Gegenteil einer Idylle, und soll ich wie Lavater Schlüsse aus der Physiognomie ziehen, so sage ich: «Prosa in einem schmucken Tal.» Zu seinem Ärger fand Andersen nicht einmal einen Konditor «und gibt es einen, hat er nichts zu bieten als süssen Kram und viele Fliegen!»⁷²

Schlusswort: Ein «wirkliches Bild» vom Wallis?

Insgesamt sollten wir den Entdeckungsreisenden gegenüber nachsichtig sein. Es war und ist schwierig ein Land und seine Bewohner «von aussen her» einigermaßen «richtig» einzuschätzen. Dazu kommt, dass die Beobachter vieles das wir heute gerne wissen möchten, für nicht erwähnenswert hielten und vielleicht wirklich nicht sahen. So dürften z. B. manche Leistungen des Grossen Stockalpers selbst vielen einheimischen Zeitgenossen unbekannt gewesen sein. Wie sollten es denn aussenstehende Fremde wissen? Die Leistung all jener, die das Wallis zu erforschen und darzustellen suchten, ist alles in allem gesehen dennoch grossartig. Ein vollständiges Bild vom Alten Wallis konnten sie nicht zeichnen. Sie haben dieses Land und seine Leute nur in einem oft recht verzerrten Spiegel gesehen. Auch fehlten ihnen Informationen, die damals schwer zu erhalten waren. Dazu kamen überlieferte, oft falsche Ansichten. Mancher, so würden Einheimische sagen «ischt eii-öüige gsi».

Beim Lesen all dieser Berichte wird deutlich, dass die Entdecker vieles mit anderen Augen sahen als die Einheimischen. Es ist merkwürdig, schreibt 1842 ein Kenner dieser Talschaft, dass die Eingeborenen für dasjenige, was uns wichtig scheint, für die himmelanstrebenden Spitzen ihres Gebirges «nur wenig übrig haben». Seine Erklärung ist einleuchtend: «Sie betrachten das Gebirg mit anderen Augen als wir.»⁷³ Wo diese von einem Gipfel aus einen «grüisamen Blick» hatten, entdeckte der «zweckbefreite» fremde Betrachter den Reiz des Wilden, des abweisend Erhabenen⁷⁴. Die Touristen empfinden einen halbzerfallenen Stadel als romantisch – die Walliser sprechen von einer «leiden Hüttä». Die Reihe der Beispiele liesse sich beliebig verlängern.

Doch wir brechen unsere Reise ins Wallis hier ab. Die Walliser Forscher und Forscherinnen mögen es dem Zürcher verzeihen, dass er es wagte in «ihr Territorium» einzubrechen. Es geschah aus Liebe zu diesem einzigartigen Land und zu Ehren von Gabriel Imboden, der in diesem Jahr seinen 60. Geburtstag feiert. Ihm die herzlichsten Glückwünsche.

⁷² Andersen, Tagebücher (wie Anm. 70), S. 64.

⁷³ Albert Schott, Die deutschen Colonien in Piemont, Stuttgart/Tübingen 1842, S. 222ff.

⁷⁴ Paul Zinsli, Grund und Grat, Zürcher Diss. 1937, S. 242.